

Nekr Sp 23

Nekr

Sp  
23

DR. ANDREAS SPRECHER VON BERNEGG

1895 - 1953



9. 1855

Theophil v. Sproche



ANSPRACHE  
VON HERRN PFARRER FULDA  
AN DER TRAUERFEIER  
IN MAIENFELD

AM SONNTAG, DEN 14. JUNI 1953

„Ich weiss, dass mein Erlöser lebt;  
und als der Letzte wird er über dem  
Staube sich erheben.“

Hiob 19, 25.

## Liebe Leidtragende!

Wir schliessen uns mit Euch zusammen, um alles, was uns in dieser Abschiedsstunde bewegt, im Lichte des Wortes Gottes zu überdenken. Noch haben wir uns nicht erholt von der Bestürzung, die uns ergriff, als die Trauerkunde zu uns kam, und nun von der Erschütterung davon, dass man diesen ehrenwerten, lieben Mann, Euren Gatten, Vater und Bruder, den aufrichtigen Freund unserer Gemeinde, aus dem Sprecherhaus auf unseren Friedhof getragen hat. Mit schneidender Schärfe trifft uns diese schmerzliche Fügung, dass es heute schon sein musste, dass dieser gute Weggefährte Euch und uns genommen ist. Dabei sind wir uns bewusst, wie unendlich viel mehr Ihr von diesem Verlust betroffen seid, auch wenn wir herzlich betrübt sind darüber, dass unsere Gemeinschaft wieder um einen Mann, der Halt geben konnte, um eine starke, gereifte Persönlichkeit ärmer geworden ist.

Mit Beben ermessen wir, wie schmal der Boden ist, auf den alles Menschliche gestellt ist. Erschrocken fühlen wir jetzt nach, wie schwer es dem teuren Manne selbst gewor-

den sein muss, den grossen Schritt der Entsagung zu tun, wenn die geistige Tatkraft noch ungebrochen ist, alles herzugeben, alles wieder zurückzulegen in die Hand, aus der es kam, weil alles nur geliehen, nur anvertraut war zu künftiger Rechenschaft. Nachdem so viel an Erfahrung herangereift, in einem Geiste gesammelt war, kommt über Nacht die Stunde, da es gänzlich zurückgefordert wird. Wir ahnen, welch ein Weh durch das Herz eines Menschen geht, wenn er in Todesgewissheit sieht, wie alles weicht und sinkt, dass er die Arme nicht mehr heben kann; die Kräfte schwinden, und es wäre doch, nach unserem Ermessen, noch nicht Abendzeit.

Aber nun bedenken wir, dass der Heimgegangene den 90. Psalm, der vorhin zu uns redete, besonders geliebt hat, dies Gebet, in dem der Mann Gottes es demütig bejaht, dass wir dem Sterben verfallen sind. Was da mit uns geschieht, muss sein. Ein strenges, aber gerechtes Urteil steht über uns. Der weise Gewordene ergibt sich in das grosse Gesetz des Lebens und Sterbens, weil es der ewige Gott so will. Denn der da befiehlt, ist der Erste, der war, ehe denn die Berge wurden. Es ist göttliche Ordnung, dass wir sterben müssen. Keines weiss, wann der Ruf kommt, der all seinem Tun ein Ende setzt; aber wenn der ewige Gott darin über uns waltet, so wird dennoch das Werk unserer Hände nicht ungesegnet bleiben. Dieser Erste, der Schöpfer, hat uns berufen. Mass und Ordnung sind uns gegeben. Wir schaffen sie nicht selbst. Ehrfürchtig empfangen wir sie von einem Grösseren. Von Gottes Gnaden



sind wir und haben wir, was unser Teil ist. Wir bejahen es, dass uns Grenzen gesetzt sind.

So war das Denken des lieben Heimgegangenen gerichtet. Er wusste sich berufen zum Pfleger und Bewahrer. Es war seine Freude und sein Stolz, Hüter des Überkommenen, Anvertrauten zu sein, für das Vermächtnis der Väter Verantwortung zu tragen. Dieses geistige Erbe sah er bedroht von allen Seiten, von Osten und von Westen her, und sah sich aufgerufen, die Lebensform des rechten Masses an seinem Ort gegen die zerstörenden Einbrüche eines Denkens ohne Gesetz und Grenzen, wie es aus Wahn und Selbstherrlichkeit des Menschen aufsteigt, in Schutz zu nehmen.

Darum liebte er das lebendig Gewordene in Geschichte und Natur, das wie ein Baum sich entfaltet. Darum war er allem Heimatlichen zugetan. Dem Bauerntum, dem Wurzelgrund seiner eigenen Familie, blieb er innerlichst verbunden. – Er fand sich verpflichtet, Wall und Graben zu bauen und zu halten, mit seiner ganzen Existenz und Haltung, zu beharren, wie der Baum beharrt, weil er seine Wurzeln tiefer einsenkt, bis dahin, wo das leichte Geschiebe aufhört. Er wollte in aller Gefährdung Treue bewahren. Selbst wo er sich geirrt haben mag, hatte er dies im Auge, kämpfte er aus Pietät.

Das gab seinem Charakter die Einheitlichkeit und Geschlossenheit, ja Eigenwilligkeit, seinem Denken die Festigkeit und Folgerichtigkeit. Darum bevorzugte er eine einfache, anspruchslose Lebensweise. Er mochte es nicht

missen, den Sonntag mit den Seinen zuzubringen, sommers in ihrem Kreise auf der Bodenalp Erholung zu suchen. Es war ihm eine liebe Pflicht, an der Seite der Bauern in Rat und Gericht zu sitzen, und diese wiederum schätzten auch seine Strenge, weil sie wussten, welche hohe Anforderung er an sich selbst stellte. Sein Blick für das Wesentliche, für die Zusammenhänge erschloss sich im Gespräch, das er geistvoll führte. Witz und Humor funkelten immer wieder auf. Eine weitverzweigte Verwandtschaft war in seinem gastlichen Hause wie daheim aufgenommen. Ja über die Landesgrenzen hinaus dehnte sich der Umkreis der Freunde, die im Sprecherhaus ein und aus gingen. Er wollte ein guter Europäer sein, und das deutsche Geisteserbe, dem wir verpflichtet sind, hat er nie verleugnet. Es ist all seinen Freunden eine Genugtuung, dass das Entscheidende, worum es ihm im Politischen ging, heute auf eidgenössischem Boden seine Bestätigung erfährt. Ihm wiederum ist es sehr nahe gegangen, dass die Gemeinde Maienfeld in einer Zeit, da seine politische Haltung umstritten wurde, über Trennendes hinweg zu ihm gestanden ist und ihm Rückhalt gab. Er hat ihr dafür Dankbarkeit bewahrt.

Und nun erscheint dies alles jählings abgebrochen. Unser erstes Mitgefühl gilt der Gattin, die so ganz mit ihm verbunden war. Welche stetige Quelle innerer Förderung war für Euch, die Söhne und die Tochter des lieben Dahingegangenen, die dauernde Gemeinschaft mit ihm, der seinen Kindern ein so guter Kamerad war und sie in seine Inter-

essen hineinzog. Wir hätten es ihm wohl gönnen mögen, dass er in Eurer Mitte als ein Patriarch zu Jahren gekommen wäre. Und unser Gemeinwesen hat wieder einen Mann verloren, der in vielen Dingen prägen und gestalten konnte, einen treuen Mahner und Wächter, wie wir ihn nötig haben.

Aber wir möchten Gott die Ehre geben. Wenn er es will, wollen wir loslassen, was zum Staub zurückkehren soll. Was da liegt – unter Blumen – geben wir dem Schöpfer zurück. Von Eurer Liebe ist als Letztes gefordert, dass Ihr den Heimgegangenen ziehen lasst. Mit dem Beter des Psalms beugen wir uns unter unser Todesschicksal, ohne es zu beschönigen. Wir halten dem Gedanken stand, dass wir der Nichtigkeit ausgeliefert sind, weil wir uns von Gott gelöst haben und immer neu lösen. Darum ist alles Menschliche nicht mehr heil, darum müssen wir sterben, müssen wir immer wieder hergeben, was uns doch zu grösserer Dauer gegeben schien.

Doch ein anderes kennen wir noch mitten in dem eiligen Vorüberhuschen unseres Daseins. Einer bleibt. „Ich weiss, dass mein Erlöser lebt, und als der Letzte wird er sich über dem Staube erheben.“ So sprechen wir mit Hiob, dem Vielgeprüften. Alles hat seine Zeit, aber wenn nichts mehr aufragt, wird er bleiben, der der Letzte ist, wie er der Erste war, der Ewige. Mit kühnstem Griff streckt sich dieser Mann Hiob, bedrängt und angefochten von Leiden über Leiden, nach dem aus, was ja erst in Jesus Christus sichtbare Gestalt annehmen wird. Allem zum Trotz, mit



mehr als dem Mute der Verzweiflung durchbricht er alles Herwärtige, um übers Grab hinaus – er weiss noch nicht wie – sich an den zu halten, der seine Sache führt, der sein Erlöser sein wird.

Nach diesem Letzten strecken auch wir uns jetzt aus, weil wir den Riss erkennen, der durch alles Menschliche hindurchgeht, weil die Axt dem Baum an die Wurzel gelegt ist. Wir lassen uns in Jesus Christus die Gewissheit geben, dass Erlösung aus unserer Sünde und Verlorenheit und darum auch vom Tode auf uns wartet. Denn in Christus ist das „Älteste“, das Erste wiedergekehrt, wiedergewonnen das Land unseres Heimwehs, damit das Alte, das Gestrige abgelöst werde von dem Ursprünglichen und für uns ganz Neuen, in dem alles Herrliche, das einmal geschaffen worden ist, aufgehoben bleibt. Da stehen wir vor einer Gottes-Ordnung, die volle Unabhängigkeit bedeutet von allem, was uns belastet und erniedrigt, weil sie alleinige Abhängigkeit vom Vater ist, dem wir uns verschlossen haben. In Jesus Christus kann es geschehen, dass wir wieder ganz bereit und offen werden für ihn, dass er sich uns schenken, dass er unser Erlöser sein kann. Wenn wir ihm die Ehre geben, beginnen wir auch ganz aufzuatmen in ihm. Und das alles, weil sein Erbarmen Mensch geworden ist. Doch die Erneuerung kann nicht ohne das Kreuz geschehen. Als dieser von Hiob geahnte und geglaubte Erlöser kam, musste er erst noch mit dem eigenen Leib die Tore des Todes aufsprengen und in die letzten Tiefen hinabsteigen – da war mehr als Hiob und

seine Anfechtung –, selber in die äusserste Einsamkeit und Verlassenheit vordringen, bis dorthin, wo kein Ausweg mehr ist, um das andere Ufer, das neue Reich zu erkämpfen. Das ist unser wahrer Trost.

In diesem Zusammenhang dürfen wir nun auch das Leben des Heimgegangenen sehen. Wenn sein Geist auf das Dauernde, Beständige gerichtet war, kritisch und nüchtern, so konnte es nicht ausbleiben, dass er in Ehrfurcht vor dem Ewigen stand, wo es ihm entgegnetrat. Er musste sich klar sein darüber, dass wir noch nicht das Letzte in Händen haben, sondern immer wieder ins Leere greifen, weil unsere Verbindung mit dem allein Dauern- den gelockert ist. Was wir sind und wirken, muss ja mit dem flüchtigen Tag verwaschen, wenn nicht Gott uns masslos Gewordene wieder in sein wahres Mass und seine höhere Ordnung aufnimmt, indem er sein zurechtbringendes Wort zu uns spricht. – Nicht umsonst stehen Kirche und Sprecherhaus Seite an Seite. Dem Heimgegangenen bedeutete dies eine Verpflichtung, der er sich nicht entzog. Er sorgte dafür, dass das Pförtlein seines Hauses zur Kirche hin nicht im Schlosse einrostete und stellte sich willig immer wieder unter das Wort des Herrn, der uns zu seinen Bürgern und Hausgenossen machen will. Der gnädige Herr hat ihm Kraft geschenkt. Denn wer aus dem Schwankenden, Trüben ins Festgegründete will, der kann nicht am Worte Gottes vorübergehen, und es wird ihm auch Licht geben. Doch weil sein Geist ins Helle, Ganze strebte, nach letzter Klarheit verlangte, darum konnte ihm

auch besondere Enttäuschung nicht erspart bleiben. Er reifte durch Bescheidung und Entsagung. Als er durch die letzte, harte Prüfung hindurch musste und seine angegriffene Gesundheit dem tatkräftigen Geist zunehmende Beschränkung auferlegte, da wurde er erst ganz bereit für die Weisheit der Sterbenden, um die der Mann Gottes betet. Da er sich zur Gelassenheit durchrang, nahm er die demütigende Erkenntnis an, dass wir uns unter das Kreuz beugen müssen. – Vor Jahren, als mir einmal gegeben war, ein besonders hilfreiches Wort von der rettenden Gnade Gottes, von der Vergebung und ihrer erneuernden Kraft zu sagen, da ist der teure Verewigte aus seiner gewohnten Zurückhaltung herausgetreten und sprach es aus, was ihm dies Wort bedeutet habe. Ich aber wusste seitdem, dass er zu den Menschen gehörte, die von der Gnade leben wollen. Und so dürfen wir gewiss sein, dass er bis zuletzt darin seinen Trost gefunden hat, dass unser Heimatrecht bei Gott in Jesus Christus erneuert ist, so dass wir trotz Sünde und Tod wissen: „Ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.“

Dieses Glaubenserbe, meine Lieben, ist nun in Eure Hand gelegt. Wir müssen das Unsere dazu tun, dass solches „Wissen“ zur vollen, lebendigen Gewissheit wird. Wenn dies Eine, wonach Hiob greift, woran er sich klammert, unbedingt feststeht und über allem leuchtet, dann stehen wir auf gutem Boden. Wenn wir dies „ich weiss“ in die Mitte unseres Lebens aufnehmen als ruhige, feste Gewissheit, dann wird es uns auch klar, dass in ihm, dem Einen,

alles beschlossen ist. Dann umfängt uns die Liebe Christi, dann sind wir geborgen in diesem Ring und ins Ewige hineingezogen. So sind wir hüben und drüben verbunden. Dann mag unser Tun Stückwerk bleiben, der Stolz der Männer immer wieder gebeugt werden, das macht uns nicht irre. Unser Schicksal liegt in den Händen des besten Sachwalters, der nicht kommt und geht wie unsere Tage und doch ganz bei uns ist und bleibt, der die engste Verbindung mit uns eingeht, es nicht verschmäht, Wohnung zu nehmen in unserer Mitte, in unseren Tag einzugehen: Er lebt für uns! Dann ist aber auch dies unendliche Übergewicht Christi auf unserer Seite, dann haben wir eine Zukunft, stehen am Anfang einer neuen Welt und müssen nicht bloss mit unsagbarer Wehmut Abschied nehmen, wenn eines dahingeht. – „Mein Erlöser“ – das will ich ganz ans Herz nehmen, diese Sonne wird nicht auf- und untergehen. Er „lebt“ so, dass ihm der Tod nichts anhaben kann, dass ich auch für uns die Fülle eines vollen, ganzen Lebens ahne. „Als der Letzte wird er über dem Staube sich erheben.“ Er trägt mich mit der Last meiner Schuld, mit all meinem Versagen – wie sonst vermöchte ich mich zu getrösten? Darin bergen wir uns, wenn alles uns verlässt. Der Auferstandene legt seine Hand auf uns und spricht: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige!“ So hält er sein Eigentum fest, um es nicht mehr herzugeben.

In diesem Glauben, meine Lieben, bleibt nun auch das übrige Geisteserbe befestigt, das Euch der liebe Ent-

schlafene hinterlässt. All das, worum er gekämpft, die Bewahrung der Ordnung, in der das Lebendige sich unverkürzt entfaltet, dass der Zerstörung und Aushöhlung der guten Sitte gewehrt werde, der wachsenden Zersetzung und Verflachung – all das wird vom Glauben her immer neu gefüllt. Der Kampf um die Wiedergewinnung der wahren grossen Bindungen bleibt sinnvoll und des Schweisses der Edlen wert. Mögen die Zeiten des Landedelmannes alten Stils vorbei sein, eine neue „Reichsunmittelbarkeit“ und Unabhängigkeit steht uns zu ergreifen offen, je entschlossener wir unser letztes Ziel in Christus nehmen. Wir haben alle noch zu klein gedacht. Er will uns aus dem Engen ganz ins Weite führen. Wir werden sein wie die Träumenden, wenn er uns ins Grosse, Offene geleitet, wo Gott alles in allen sein wird. Dazu hat er unseren Bund und unsere Erwählung festgemacht, so dass jetzt schon vor unseren Blicken alles ins Gelöste, zu Gott Befreite hinaufgehoben, heimgebracht ist. „Sein Tun ist lauter Segen, sein Gang ist lauter Licht.“ Damit er noch Grösseres an ihnen tue, geben wir unsere Lieben in die Hände des Schöpfers zurück. Was sie waren, er hat es gegeben, er hat es genommen, in seinen Händen bleibt es. Er sei gelobt für alles.

## LEBENDIGE ERINNERUNG

Schön ist Maienfeld im Herbst, wenn das Gelände rings um das Städtchen auf dem schwach gewölbten, breit ausladenden Hang glänzt und der Falknis hell wird im heiteren Föhn. Dann liegt der Ort mit seinem Zwiebelturm und der Ruine Brandis – links für sich Salenegg – geschlossen im bunten Weinland, in Gärten und Wiesen, die hinten in den Eichenbestand des Steigwaldes und ins Gehölz bei Rofels übergehen, oder nach anderer Seite hin dem Jeninser Weg folgend, oben auf der Bodenwelle an das Gebüsch der grossen Rufe grenzen.

Hier war Andreas Sprecher von Bernegg daheim. Er bewohnte mit seiner Familie das weitläufige Haus, das im Winkel gebaut den Teil des gepflasterten Stadtkerns, des „Städtli“, mit dem Brunnen in der Mitte umfasst, und welches mit seinem Flügel – wo noch unlängst die hochbetagte Frau Oberst ihre Räume hatte – an die zurückstehende Kirche heranreicht. In diesem Hause und im anschliessenden kleinen, mit Hecken umwachsenen Gartenplatz vor der Mauer des Kirchenschiffs hatte Andreas als Knabe gespielt. Als er viele Jahre später sich mit Frau und Kindern hier niederliess, war er ein Mann, der schon

einiges von der Welt gesehen hatte und nun aus freien Stücken eine bedeutende Karriere abbrach, um sich in der heimatlichen Umgebung der Bündner Herrschaft endgültig festzusetzen.

Andreas Sprecher besass in der Gemeinde ausgedehnte Liegenschaften – Rebgüter, Gras- und Waldflächen, Wohngebäude, Stallungen – die er seinerzeit aus dem Nachlass seines Vaters, des Generalstabschefs Oberst Theophil Sprecher von Bernegg, übernommen hatte und deren Verwaltung in seinen Händen lag. Sie erforderte oft seine persönliche Anwesenheit in Maienfeld, und so mag der Anstoss zur Auflösung des Zürcher Haushaltes und zur Übersiedlung hierher zum Teil von diesen äusseren Umständen ausgegangen sein. Entscheidend war jedoch zweifellos etwas anderes. Etwas Prinzipielles, eine längst gehegte Überzeugung und ein darauf gegründeter, sehr bewusst gefasster Entschluss: Andreas Sprecher wollte zum Herkommen des Familienzweiges, dem er angehörte, zurückkehren, er wollte die Linie wieder aufnehmen, die er nicht nur für sich selbst als richtunggebend erkannt hatte, sondern in welche auch seine Kinder dereinst hineinwachsen sollten.

Freilich, wenn er glaubte, mit dem Verzicht auf seine ungewöhnlichen Aussichten in seinem früheren Wirkungskreis, bei der „Zürich“-Unfall, die Verwirklichung seines Vorsatzes genügend hoch bezahlt zu haben, so täuschte er sich; er hatte hiefür noch mehr aufzuwenden. Die Aufgaben, die er daheim vorfand, verlangten von ihm stets

neue zusätzliche Anstrengungen. Seine Beziehungen zur „Zürich“-Unfall liefen unter geändertem Vorzeichen weiter, auch vielfältige Kontakte mit Bestrebungen auf dem Gebiet der eidgenössischen Politik, so dass er in der Regel einige Tage der Woche fern von zu Hause beschäftigt war. Andererseits erwachsen ihm Verpflichtungen aus seiner regen Teilnahme am allgemeinen öffentlichen und parteipolitischen Leben im Kanton – und rechnet man die Besorgung der verschiedenartigen Gemeindegeschäfte, wie schliesslich seine eigenen Verwaltungsangelegenheiten hinzu, dann drängten sich offensichtlich die Dinge, und der Herr im Maienfelder Hause musste dazu sehen, dass er alle Ansprüche in der verfügbaren Zeit unterbrachte. Die Belastung war gerade noch erträglich, doch hätte sie auch einer physisch stärkeren Natur auf die Dauer zugesetzt. Jedenfalls zwang sie zu einem unaufhörlichen Willenseinsatz, den Andreas Sprecher sich aufnötigte, weil die Sache es wollte, welcher jedoch seiner Gesundheit abträglich war und ihm selbst bei seinem in gewisser Hinsicht nachgiebigen Wesen ungelegen kam. Immerhin, das Wesentliche war gewonnen: das Maienfelder Haus stand fest in der Tradition, und es bot den Kindern – einer Tochter und zwei Söhnen – den Rahmen, der sie mit den ortsgewohnten Lebensformen vertraut werden liess und ihnen zugleich den Blick auf alles freigab, was draussen im Lande und in der ganzen Welt geschah.

Wer bei Andreas Sprecher aus und ein ging, stand unter dem Eindruck dieses sicher im heimatlichen Brauch wur-



zelnden Daseins. Die Einrichtung des Hauses, der Wohnzimmer und der ebenerdigen Küchenräume, der Gemächer für die Kinder, für die zahlreichen Verwandten und immer willkommenen Gäste, hielt sich durchaus in den Grenzen des Unaufdringlichen und Schlichten. Sie war offensichtlich der Hauptsache nach im Laufe der Zeit aus den Bedürfnissen des nützlichen oder bequemen Gebrauchs zustande gekommen, passte aber desto besser zu der ganzen Bauart des Hauses, das mit seinen starken Mauern, den hallenden Gängen und Stiegegewölben und der alljährlich zum Wimmellet offenstehenden schönen Toreinfahrt in den Torkel nach einer auf das ländlich Zweckmässige zugeschnittenen Ausstattung rief. Gerade die Einfachheit, die hier herrschte, die zurückhaltende Art der Aufstellung auch der kunstvollen, handwerklich originellen oder für die Familiengeschichte belangreichen Gegenstände machten das Innere des Hauses vornehm, weil darin die absichtslose, überlegene und sehr persönliche Form zum Ausdruck kam, in der die Bewohner miteinander umgingen oder ihre Besucher empfingen. Im stillen war dabei natürlich – schon wegen der häufigen Abwesenheit des Gatten – der Einfluss der Frau des Hauses ausschlaggebend, welche überhaupt den Gang des Lebens der Familie, auch in den Beziehungen zur Nachbarschaft und weiter hinaus, im Gleichmass hielt und trotz dem weiten Bereich, in welchem sie für das Nötige zu sorgen hatte, noch Zeit für den Garten fand, wo das Obst – neben den Blumen – schön und üppig gedieh. Sie kam aus einem in der West-

schweiz begüterten Berner Bürgergeschlecht, und so wehte ab und zu auch ein Hauch aus der Ferne, aus der Gegend der Aare oder vom Genfersee, zur Türe herein.

Traf man sich abends in der getäferten Stube, wo oben, zwischen Wand und Decke, die Herren aus vergangener Zeit herabblicken, so war man überhaupt rasch im Weiten und Beziehungsreichen, gleichgültig, ob es sich um Angelegenheiten der Familie handelte, deren verzweigte Äste der Hausherr bis in Einzelheiten darzulegen verstand, oder ob man von Reiseerfahrungen, von den Ereignissen des Tages hier und anderwärts oder von irgend zufälligen Dingen sprach – selbst wenn man zum Spiel zusammrückte, das ebenso schnell und scharf war wie der prachtvoll geschliffene Humor des Wortgefechtes, das nebenher lief. Wie bezeichnend, wenn in bedrängter Lage mein Vetter den Zwicker abnahm, um seine Karten aus der Nähe zu prüfen, als hätte er den schwer zu entziffernden Text eines Dokumentes aus der Bibliothek oder eine von einem Anwesenden gefundene Pflanze vor sich, über deren seltene Bildung man Auskunft von ihm erwartete – übrigens kaum je vergeblich, denn der Hausherr kannte die Pflanzenwelt seiner Heimat nicht weniger gut als sein Vater, dessen strenger Anleitung er wahrscheinlich sogar sein Wissen verdankte. Er hat es seinen eigenen Kindern weitergegeben. Von ihren Händen mit Farbstift ausgeführte Abbildungen verschiedener Alpengewächse, darunter einer geheimnisvollen Wunderblume, hängen noch heute in den Kammern der Bodenalp. –

Zu bestimmten Zeiten im Jahre lieferte natürlich der Weinbau das Hauptthema der abendlichen Unterhaltung. Kein Wunder bei der überragenden Rolle, welche diese Erwerbsquelle für die Bewohner der Herrschaft spielt. Führte doch auch jeder Spaziergang in der Maienfelder Umgebung unvermeidlich – geradeswegs oder auf Umwegen – zu den Reben, die ja immer wieder Anlass zu Überwachung oder zu Vorkehrungen in den weitauseinanderliegenden Parzellen gaben. Wie sich dann ihr Besitzer zwischen den Reihen der Rebstickel hin und her bewegte, bald nach Anzeichen für Frost- oder Krankheitschäden suchend, bald Unkraut entfernend oder die Bearbeitung des Bodens begutachtend, bleibt ein unvergessliches Bild. Stand er so da, in die Betrachtung einer Rebe versunken, mit dem seltsam geformten charakteristischen Hut auf dem Kopf, stellte sich unwillkürlich die Erinnerung an die höher gewachsene und zähere Ur-Gestalt des Oberst Theophil ein, der seinem Sohne die leicht vornübergeneigte Haltung und die gewisse Lässigkeit der Bewegungen vererbt hatte.

Die Ähnlichkeit der beiden Männer beschränkte sich freilich nicht auf die äussere Erscheinung. Sie trafen sich auch in ihrem geistigen Wesen, das allerdings beim Sohn ausführlicher durchgezeichnet war, als bei dem so überaus kraftvoll denkenden Vater. Dennoch überwogen die gemeinsamen Züge. Merkwürdig, wie dies in der Anlage der Bibliothek zutage trat, die mit ihren umfangreichen

Beständen – darunter dem Archiv für die Gesamtfamilie und Urkunden von hoher allgemeiner Bedeutung – zu wesentlichen Teilen auf den Sammeleifer des Oberst Theophil zurückging, und vom Sohn, der hier wie auch sonst auf genaue Übersicht über das Vorhandene drang, geordnet, katalogisiert und in einem eigens für diesen Zweck ausgebauten Gewölbe des Hauses aufgestellt worden war. Geschichte – mit ungezählten Mappen Raetica und Helvetica – standen hier zusammen mit Jurisprudenz und Theologie in vorderster Reihe, in einigem Abstand davon philologische Fachbücher, Militaria, Naturkunde und Literatur, während etwa Psychologie und die mathematischen Naturwissenschaften, einschliesslich Philosophie, nur sporadisch und mit überholten Werken vertreten waren. Gerade so aber deckte sich der unter den Händen des Vaters entstandene Plan der Bibliothek mit den Richtungen, in denen Andreas Sprecher im Lauf der Jahre seine geistigen Interessen vorzugsweise entwickelte.

In den ihm gemässen Fächern besass der Maienfelder Hausherr ein sehr grosses Wissen. Es entfaltete sich im Raum der klassischen humanistischen Bildung, wo es ganz im Lichte des historischen Denkens stand, das seinen Träger kennzeichnete und welches jede beliebige Erscheinung unmittelbar in geschichtlichen Kategorien erfasste. Alles wurde darin zunächst zu einem Element der Geschichte. Naturerkenntnis wurde Naturgeschichte, Protestantismus und Katholizismus ein Antagonismus historischer Potenzen, und selbst der sonntägliche Kirchen-

besuch, an welchem Andreas Sprecher teilnahm, erhielt seinen Sinn ursprünglich durch die Vorstellung der historischen Bedeutung, welche diesem Akt im Leben der Gemeinde zukam.

Nicht als hätte Andreas Sprecher gemeint, dass hiemit das Letzte gesagt wäre! Allein seine Art, das Dasein zu verstehen, war unwillkürlich an das Medium der Geschichte gebunden; er empfand auch das eigene Dasein durchaus als ein geschichtliches. Es würde sich an dem Ort erfüllen, wo es seine Stelle im historischen Ablauf hatte, und so war ihm – Andreas Sprecher von Bernegg – gleichfalls ein solcher Ort zugewiesen, damit er von hier aus die Welt aufnehme und mitgestalte. Schrieb er nicht: „...dass ein jeder sich bewusst sein sollte, wo er hingehört...“? Sein Platz war in Maienfeld.

Daher trieb er auch seine historischen Studien nach individuellem Plan, mit deutlicher Zentrierung um die Heimat – die hier ansässigen, bestehenden oder erloschenen Geschlechter, die Rechtseinrichtungen und ereignisbestimmenden Machtfaktoren, um Sprache und Volksbrauch. Die hier wesentlichen Tatsachen lagen in seinem Gedächtnis fast lückenlos beisammen. Anschliessende Kenntnisse hatten zwar kaum mehr dieselbe Dichte; aber sie standen von der Mitte her klar gegliedert in festen Zusammenhängen und deckten einen überdurchschnittlich weiten Horizont. Rechtsgeschichte, Genealogie, Kirchengeschichte („mit deren Studium sich ein ganzes Leben ausfüllen liesse“) bezeichnen einige der Hauptwege, auf denen

Andreas Sprecher dem historischen Geschehen nachging. Erwähnt sei seine Beschlagenheit in der Etymologie, wo er erst aufgeben musste, wenn eine Autorität vom Fach in der Diskussion dazu überging, ihm ganz hohe Schule vorzudemonstrieren.

Als Jurist stellte er selbst sich in den Schatten seines früh dahingegangenen Bruders Hans; doch liegen Äusserungen von Studienkollegen vor, die sein überragendes juristisches Können bezeugen. Zweifellos übersah er rasch die Implikationen eines Falles und die Ur-Sache, die ihm zugrunde lag.

Auf das geschichtlich erlebte Dasein bezogen, musste diese Fähigkeit ihren Besitzer zur Politik hintreiben, und tatsächlich griff Andreas Sprecher fast leidenschaftlich nach ihr, als er um Grundsätze wusste, die er zu allgemeiner Geltung bringen wollte, da er in ihnen den Kompass für die Steuerung der öffentlichen Angelegenheiten im Kanton und im Bunde erkannt hatte.

Er hielt sich an die Tatsachen, die er um sich herum in der Welt sah, oder von denen ihm die Chronisten erzählten. Aus dem Tatsächlichen zog er die Anweisungen für sein Denken, das er unablässig in die Tiefe trieb – nicht weil sich seine Phantasie an den Möglichkeiten metaphysischer Spekulation entzündete, sondern weil er seinen Blick unverwandt auf das eindeutige Faktum gerichtet hielt, das dem gegebenen Tatbestand zugrunde lag und ans Licht gehoben werden musste. Eigentlich war Andreas Sprecher der geborene Positivist. Allerdings ein Positivist mit dem

ausgesprochenen Gefühl für die Schönheit der reinen, inhaltlich klaren und scharf konturierten Tatsache und mit fast vehementem Empfinden für das Leben, das hinter allem Tatsächlichen, in der Bedeutung desselben, gebunden liegt. Er liebte Gotthelf und J. P. Hebel, der „vom Baum im Felde und vom Stein auf dem Wege“ dichtete, und für sein ihn zeitweise bedrängendes Lebensgefühl fand er ein Echo in der Hamsun'schen Welt. Auch Amerika hatte es ihm seinerzeit angetan; er erschrak nicht vor einem Song von drüben, sondern liess sich hinreissen und war, mit wildem Geigenstrich, in seinem Element.

Von seinem Vater, und in dessen eigener Persönlichkeit, hatte er ein Vorbild mitbekommen, das ihn überallhin begleitete, und aus welchem er für sich einen Auftrag herauslas. Die gleichsam soldatische Pflicht, der er sich unterstellt sah, übersetzte er allerdings nicht ins Militärische. So sehr er seinen Dienst in der Armee und namentlich den Milizcharakter derselben bejahte, so lag sein Soldatentum doch in anderer Richtung. Diese musste erst gesucht werden. Andreas Sprecher ging nach Tübingen, scheint aber in der Theologie seinen persönlichen Auftrag nicht gefunden zu haben. Immerhin begegnete ihm dort die Welt des Alten Testaments, und wer weiss, ob dieser Eindruck nicht die in ihm schlummernden Tendenzen zur Geschichte und zum Recht entscheidend geklärt haben. Jedenfalls trat er bald zur Jurisprudenz über.

Er hat diese kaum in der Absicht studiert, zu lernen wie

man seine Rechte wahr. Die Kenntnisse, die er hier erwarb, sollten ihn vielmehr befähigen, Recht zu finden. Er suchte „das rechte zu finden“. Immer tastete er nach der Stelle, wo er sich mit seinem Gegenüber treffen konnte, und stets war er bereit, bis zum äussersten Punkt zu gehen, wo er seinem Partner, selbst unter Verzicht auf eigenen Vorteil, noch recht zu geben vermochte. War freilich die Sache abgemacht, so galt hinfort nur noch sie allein; ihr war er dann verpflichtet, mit allen Konsequenzen, die sie in sich barg. Daher die Verlässlichkeit seines Wortes, die Ehrfurcht vor Gesetz und Grundsatz, aber freilich auch die unbeirrbar, störrige Folgerichtigkeit, mit der er manchen Unmut auf sich gezogen und den Menschen ab und zu auch eine gewisse Furcht eingeflösst haben mag. Durch sie geriet er vor allem in die grössere Gefahr, dass er sich in eine Position drängen liess, die ihn nicht mehr trug.

Sein präzises Denken weist auf seine Mutter, eine geborene Bavier, ebenso der prägnant und mühelos formulierte Witz. Den Versuchungen, die sich daraus ergaben, ist Andreas Sprecher nicht immer aus dem Weg gegangen. Manchmal wurden sie übermächtig, und dann flogen die scharfen – fast überscharfen – Pfeile. Doch liess er es sich umgekehrt gleichfalls lächelnd gefallen. Er genoss das Spiel mit dem absichtlich hingeworfenen Wort und fand seine Lust in der kühlen Sachlichkeit dieses untadeligen Werkzeugs. Davor bestand nichts Schwächliches, auch nicht die eigene Romantik, die er nie wahrhaben wollte,



und die er misshandelte – während sie in allen Farben blitzte.

War nicht der Entwurf seines Lebens selbst romantisch? Und der Geist, in dem er sein Erbe antrat? Andreas Sprecher kannte das Leben seiner Vorfahren, er hatte die Stätten ihres Wirkens besucht – in Davos und im Prätigau, im FONDEI und Schanfigg, in Splügen, Chiavenna und im Veltlin. Er hatte die Kirchenbücher und Chroniken daraufhin studiert, und dazu den Rahmen erforscht, den die Geschichte Graubündens, der Eidgenossenschaft und der umgebenden Länder bildete. Aber all dies war ihm nicht genug. Er wollte sich noch unmittelbarer des Lebens der Altvordern bemächtigen, wanderte allem Gespött zum Trotz mit dem altmodischen Felleisen auf dem Rücken in die Berge, und nahm Wohnung im väterlichen Haus, um täglich in den Spuren zu gehen, in denen jene gegangen waren. Welche Romantik!

Aber was wollte er damit? Was trieb ihn dazu, sich in das Leben hineinzufühlen, das von allen Seiten aus dem Vergangenen heranlief und seine Merkzeichen vor ihm aufpflanzte? Gewiss nicht das Bedürfnis, träge im Gewesenen zu dämmern. Dazu war Andreas Sprecher zu aktiv. Aber er wollte sein Erbe richtig verwalten und trachtete zu diesem Zweck seine Kenntnis der früheren Zeiten gleichsam von innen heraus zu begründen, um einen Masstab zu finden, der durch die Jahrhunderte hin gegolten hatte und deshalb auch für die gegenwärtigen und zukünftigen Planungen verbindlich zu übernehmen war. Im reissenden

Fortschritt des Heute gingen die gültigen Maßstäbe verloren; das Vakuum drohte, die Existenz der Heimat nicht minder wie diejenige der Eidgenossenschaft zu gefährden. —

Dies ist ein konservativer Gedanke. Aber Andreas Sprecher dachte konservativ: Nach alten Grundsätzen erhalten und bruchlos weiterführen! Nichts erschütterte ihn tiefer als der Zerfall eines geschichtlichen Gebildes unter den Stößen willkürlicher Richtungsänderungen. Dort, wo ein solcher Organismus zerbrach, wo alles ins Ungeschichtliche zurückfiel, wurde selbst „Leben“ fraglich und sinnlos. Davor hatte jeder die Heimat und das weitere Vaterland zu bewahren, und zwar jeder Bürger am Orte, wo er stand. Er selbst in der Bündner Herrschaft. Dies war sein Auftrag und seine Verantwortung gegenüber dem Erbe, das ihm – im umfassendsten Sinne – zugefallen war.

\* \* \*

## IM DIENSTE DER

### „ZÜRICH“

#### ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT- VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Jedes Unternehmen hat seinen eigenen Hausgeist. Er entwickelt sich allmählich unter dem Einfluss der führenden Persönlichkeiten und äussert sich in der Art und Weise, wie die grossen und kleinen Aufgaben angepackt und gemeistert werden. Dr. Andreas von Sprecher war die Verkörperung des guten Hausgeistes der „Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft. Von Haus aus traditionsgebunden und Kenner der Geschichte, war ihm das Gefühl dafür eingewurzelt, dass jede gute Sache ihre Entwicklung braucht, dass Baustein auf Baustein gelegt werden muss, wobei sowohl die allgemeine Planung als auch die sorgfältig ausführende Kleinarbeit zum Gelingen notwendig sind. Aus dieser Überzeugung heraus konnte er das grossangelegte zwei-bändige Werk „75 Jahre ‚Zürich‘, Werden und Wachsen der Gesellschaft 1872–1947“ verfassen. Die lebendige Schilderung der Entwicklung der „Zürich“ ist zugleich ein Zeugnis der Persönlichkeit Dr. von Sprechers; sie

zeigt seine meisterhafte Erfassung der Zusammenhänge, seinen Blick für das Wesentliche, aber auch das gewissenhafte und genaue Eingehen auf die Details; diese Jubiläumsschrift konnte nur von jemand geschrieben werden, der von Grund auf und seit langem mit der Gesellschaft verwachsen war.

Die erste Bekanntschaft mit der „Zürich“ machte Dr. von Sprecher bei der Filiale in Chicago, wo er nach Beendigung seiner juristischen Studien ein Praktikum absolvierte. Dort lernte er Sprache und Sitten der Vereinigten Staaten kennen und gewann einen ersten Einblick in die so wichtige Auslandstätigkeit der Gesellschaft. Diese Erfahrungen kamen ihm sehr zustatten, als er am 1. November 1922 beim Hauptsitz in Zürich eintrat. Die Geschäftsleitung erkannte sehr rasch seine grosse Begabung und gab ihm Gelegenheit, sich in das amerikanische Geschäft, das schon damals die andern Länder überflügelt hatte, weiter einzuarbeiten. Auf regelmässigen Reisen nach USA und Kanada wurde der frühere Kontakt erneuert und vertieft. Mit den leitenden Herren in Übersee entstanden herzliche Freundschaften auf Lebenszeit. Bereits 1927 wurde er in die Direktion gewählt. Als Länder-Dezernent für Amerika erlebte er die diesem Lande eigentümlichen Wellenbewegungen der Konjunktur. Mit dem ihm eigenen Weitblick warnte er in guten Geschäftsjahren vor den unvermeidlichen Rückschlägen und erkannte in schlechten Zeiten die Keime der Genesung. Unermüdlich war er bestrebt, der Filialleitung Anregungen zur Verbesserung und zur

Stärkung des Geschäftes zu geben. Dabei kam ihm die Gabe zustatten, seine Mitarbeiter durch eine in der Form immer taktvolle, in der Sache selbst klare und einleuchtende Beweisführung von der Zweckmässigkeit der von ihm erarbeiteten Richtlinien zu überzeugen. Wenn eine Schwierigkeit glücklich überwunden war, konnte er durch Anerkennung der Leistung zu neuen Anstrengungen anspornen.

Neben dem grossen amerikanischen Geschäft hatte Dr. von Sprecher Gelegenheit, sich auch auf einem kleineren Übungsfeld in Skandinavien mit den mannigfachen Problemen der Organisation, der Tarifgestaltung und der Schadenbehandlung auseinanderzusetzen. Als er die Betreuung der Generalagenturen in den nordischen Staaten übernahm, wiesen diese ein nur bescheidenes, wenn auch qualitativ gutes Prämienvolumen auf. Bald gewährte er, dass der damalige Bureauchef des schwedischen Generalagenten das Zeug zu einem tüchtigen Geschäftsleiter habe. Auf seine Veranlassung wurde 1926 die Generalagentur in Stockholm in eine Filiale umgewandelt und der Bureauchef zum Filialleiter ernannt. Die nachherige Entwicklung des schwedischen Geschäftes bewies, wie sehr er mit seiner Menschenkenntnis das Richtige getroffen hatte. Sie schuf auch die Voraussetzung, dass 1935 bei günstiger Gelegenheit eine schwedische Tochtergesellschaft erworben werden konnte, die sich seither als wertvolle Ergänzung der eigenen Filiale erwiesen hat. Die regelmässigen Reisen nach Schweden brachten Herrn Dr.

von Sprecher viel Befriedigung. Mit der dortigen Sprache wohl vertraut, vermittelte er bei seinen Besuchen stets neue Impulse. Mit erstaunlicher Leichtigkeit entwarf er innert weniger Tage neues Tarif- und Policenmaterial, unterrichtete die Inspektoren darin und regte sie zu neuer Tätigkeit an.

Neben der umfangreichen Arbeit im Auslandsgeschäft fand er noch Zeit für die Führung des Direktionssekretariates. Bei Statutenrevisionen und der Behandlung allgemeiner Aufgaben bewährte sich sein juristisches und kaufmännisches Können.

Ende 1938 sprach Dr. von Sprecher den Wunsch aus, von der Verantwortung eines Direktionsmitgliedes entlastet zu werden, um für seine private Tätigkeit in Maienfeld mehr Zeit zur Verfügung zu haben. Nur mit grossem Bedauern entsprach die Geschäftsleitung seinem Ansuchen, sicherte sich aber seine weitere Mitarbeit durch die Wahl in den Verwaltungsrat und seine Anstellung als ständigen Berater. In der letzteren Funktion hielt er sich bis zuletzt jede Woche einige Tage in Zürich auf und blieb in aktiver Mitarbeit mit dem Präsidenten des Verwaltungsrates und der Direktion verbunden. Sein wohlabgewogenes Urteil, seine vornehme Gesinnung und sein feines Verständnis für Menschen und Dinge machten die Zusammenarbeit für alle, die mit ihm zu tun hatten, zu einem besonderen Gewinn. Er hat sich die dauernde Dankbarkeit der Gesellschaft „Zürich“, ihrer leitenden Organe und ihrer Mitarbeiter gesichert.

DR. HANS FARNER

## DAS POLITISCHE ERBE DER VÄTER

Es rechtfertigt sich, diesen Titel über Andreas von Sprechers Anteilnahme an der Politik zu setzen. In klaren und geraden Linien wuchs sein politisches Denken und Handeln aus dem Urgrund der bündnerischen Heimat und aus der Tradition seiner Familie heraus.

Wo immer er zu bündnerischen und eidgenössischen Fragen Stellung nahm, standen ihm die Anliegen eines lebenskräftigen, freiheitlichen *Föderalismus* am nächsten. Gerade in dieser Hinsicht schöpfte er einen guten Teil seiner Überzeugung aus den Geschichtsquellen des Heimatkantons, die er wie selten einer kannte. Lag doch jenem Zusammenschluss zu Genossenschaften, zu „Bünden“, der sich im weiten Gebirgs- und Passland im bewegten Verlauf der Jahrhunderte vollzog, ein echt föderalistischer Vorgang zugrunde. Souverän waren nicht die „Bünde“, sondern deren einzelne Hochgerichte und Gerichtsgemeinden. Nur so war es denkbar, dass das nach Talschaften, Sprachen und Konfessionen geschiedene Bergvolk in der grösseren Gemeinschaft seine gesunden, bodenständigen Kräfte bewahrte. An diesem politischen Fundament änderte sich grundsätzlich nichts, als Graubünden mit der Mediationsverfassung von 1803 ein Kan-

ton der Eidgenossenschaft wurde. Erst hundert Jahre später begann der Föderalismus in alt fry Rätien wie in seinen übrigen schweizerischen Stammgebieten ernstlich ins Wanken zu geraten. Ein rationaler und dem Materiellen stark verhafteter Zeitgeist zog aus dem Flachland herauf, der für die im Bundesstaat schlummernden Verlockungen zum Einheitsstaat viel anfälliger war.

Wie schon sein Vater, der Generalstabschef, hielt es Dr. Andreas von Sprecher für seine Pflicht, seine Mitbürger immer wieder auf die bedenklichen Folgen dieser Entwicklung hinzuweisen. Mit dem Auge des Historikers, das sich in der Erforschung geschichtlicher Zusammenhänge geschärft hatte, sah er über die Zweckmässigkeiten einer oft schnellfertigen Tagespolitik hinweg in die fernere Zukunft des Landes. Und er war mit Edmund Burke der Überzeugung, dass „ein Volk, das nicht mehr auf seine Vorfahren zurückschaut, auch Gefahr läuft, seine Blicke nicht mehr auf die nachkommenden Generationen zu richten“.

Der rasche Vormarsch des Bundesstaates zum Einheitsrecht mit seinen gleichmacherischen Tendenzen rief seinen kritischen Geist oft und oft zur Abwehr heraus. Als beispielsweise 1938 der Volksentscheid über die Einführung des *eidgenössischen Strafgesetzbuches* heranrückte, reihte er sich nach Abwägung aller Vor- und Nachteile entschieden in die Front der föderalistischen Gegnerschaft ein. Mit scharf geschliffener Feder mahnte er im „Bündner Tagblatt“ seine Mitbürger, daran zu denken, wie die



Vorfahren gerade um ihre Strafrechtshoheit zähe und blutige Kämpfe geführt haben, weil sie darin einen wichtigen Ausdruck der Selbständigkeit ihrer Gemeinwesen sahen. „Sollen wir heute dieses teuer erkaufte Hoheitsrecht unserer Kantone ohne Zwang abgeben an den Gesetzgebungsapparat des Bundes, der dem Einblick und der Einwirkung des Volkes entzogen ist?“

Hier wie bei anderen Vorstössen des Zentralismus erfüllte es ihn mit besonderer Besorgnis, „wenn der Wille unserer *welschen Landsleute*, der sich einhellig gegen ein neues eidgenössisches Gesetz wehrt, mit den Stimmen der zahlenmässig stärkeren deutschen Schweiz gebrochen werden soll. Die Haltbarkeit unseres Bundesstaates ist darauf begründet, dass man sich versteht und dass man *auf die geschlossenen sprachlichen und kulturellen Minderheiten Rücksicht nimmt*.“ Überhaupt wusste Dr. Andreas von Sprecher die westschweizerische Eigenart als glückliches Gegengewicht gegen Gleichschaltung und Schablone im eidgenössischen Kräftespiel zu schätzen. Sein Verständnis dafür war durch die in Neuchâtel verbrachte Jugendzeit geweckt worden, und später fand es in mannigfachen Freundschaftsbeziehungen, die ihn mit der Waadt und Genf verbanden, seine Vertiefung.

1936 ergriff Dr. Andreas von Sprecher von Zürich aus die Initiative zur Gründung der „*Aktionsgemeinschaft Nationaler Wiederaufbau*“. Man stand in der Zeit der Wirtschaftskrise, wo der Strom der Schutzgesuche nach Bern mächtig anschwell, wo sich auf dem Wege des Not- und Dring-

lichkeitsrechtes ein Wohlfahrtsbegriff Bahn brach, welcher der zentralen Staatshand immer mehr Aufgaben der materiellen Existenzsicherung der Bürger zuschob, und wo Planwirtschaftler von links wie von rechts – Sozialisten, Korporationisten, Frontisten – nach Verfassungsreformen riefen, die das Interventions- und Subventionswesen mit der dazugehörigen Verwaltungsbürokratie und Verbandsmacht verankern sollten. Es war die Zeit, wo der von allen Seiten angegangene, mit seinen traditionellen Geldquellen nicht mehr auskommende Bund auch in fiskalischen Dingen zum Notrecht griff und mit der Wiedereinführung einer allgemeinen eidgenössischen Einkommenssteuer – damals Krisensteuer genannt – in die kantonale Finanzdomäne eindrang, um sich nachher dort dauernd festzusetzen. Diesem Umbruch der altbewährten Staatsfundamente mit einer Bewegung entgegenzuwirken, welche die Ideen der privaten Verantwortung, der föderalistischen Selbstverwaltung und der Verfassungstreue mit neuer Kraft vorantragen würde, das war das Ziel der Aktionsgemeinschaft, die Dr. von Sprecher und seine Freunde damals gründeten. Wer in den seitherigen 17 Jahren die lange Reihe eidgenössischer Referendums- und Abstimmungskämpfe überblickt, in welchen diese politische Vereinigung dem breiten Strom, der dem Zentralstaat zustrebt, die kontradiktorische Welle freiheitlicherer Lösungen entgegenwarf, darf füglich sagen, dass das Gründungswerk Dr. von Sprechers nicht fruchtlos war. Wir erinnern in der jüngeren Vergangenheit nur an die

Abstimmungen über die „Rechte auf Arbeit“, die „Sanierung der Bundesbahnen“, den „Verkehrsartikel“, die „Vermögensabgabe“, die zusätzliche „Rüstungsfinanzierung“ und nicht zuletzt an die grossen Auseinandersetzungen um die *Bundesfinanzreform*. Von 1936 bis 1940 war Dr. von Sprecher der erste *Präsident* der Aktionsgemeinschaft und stets nachher bis zu seinem Tode ihr unentwegt mit Rat und Tat einstehender *Vizepräsident*. Wieviel anregende geistige Funken in all der Zeit von ihm auf die Arbeit der Vereinigung ausgingen, können vielleicht nur diejenigen Mitarbeiter ermessen, die fast jede Woche, wenn er von Maienfeld kam, seinen Besuch auf der Zürcher Geschäftsstelle erleben durften. Aber auch der Vorstand hat in seinen Sitzungen immer wieder erfahren, in welchem hohem Grade er die wesentlichen Zusammenhänge der obschwebenden Fragen beherrschte, in welcher überlegener Weise er urteilte und Stellung bezog. Seine Schreibweise wie sein gesprochenes Wort waren kristallklar und knapp und von vollendeter Form.

Auf dem Felde der schweizerischen Aussenpolitik befasste sich Dr. Andreas von Sprecher vor allem mit den Problemen der *Neutralität*, wohl nicht zuletzt im Bewusstsein, dass zwischen dieser aussenpolitischen Maxime und dem Föderalismus enge Beziehungen bestehen. Auch hier griff er das geistige Erbe des Vaters auf, der als abtretender Generalstabschef es als seine Pflicht erachtet hatte, seiner vorgesetzten Behörde vom Eintritt in den Völkerbund mahnend abzuraten. Diese verantwortungsbewusste Mah-

nung war der Ausgangspunkt zur Gründung des „*Volksbundes für die Unabhängigkeit der Schweiz*“ gewesen, an dem Andreas von Sprecher in der Folge führend mitwirkte. Von hier aus wurde dann auch in den Jahren 1936/37 jene Initiativbewegung organisiert, die sich mit aller Kraft dafür einsetzte, dass unser Land noch vor dem heran nahenden Kriegsgewitter sich von den ihm durch den Völkerbundspakt auferlegten Sanktionspflichten befreie. Anhand der bundesamtlichen Akten lässt sich ohne Mühe nachweisen, dass dieser Volksinitiative ein guter Teil des Verdienstes gebührt, wenn die Schweiz damals rechtzeitig zur *integralen* Neutralität zurückkehrte. Es war deshalb wohl natürlich, dass der gleiche Kreis auch nach dem Kriegsausbruch sich mit Fragen der Neutralitätswahrung beschäftigte. Eine Petition, die im Hinblick auf das Pressewesen dem Bundesrat eingereicht wurde, ist einige Jahre später, als die Kriegsgefahr bereits gebannt war, in der Öffentlichkeit zum Gegenstand eines leidenschaftlichen Scherbengerichtes gegen die Unterzeichner aufgebauscht worden. Bereits heute urteilt man darüber gerechter. Eines ist sicherlich für alle, die Dr. Andreas von Sprecher näher kannten, über jeden Zweifel erhaben: seine lautere Absicht, dem Vaterlande nach bestem Wissen und Gewissen zu dienen.

Durch nichts wird dieses Pflichtgefühl des Dienens besser bezeugt als durch die selbstlose Art, in der Dr. von Sprecher seine Arbeitskraft und seine Kenntnisse der *Heimatgemeinde* zur Verfügung stellte. Nie irgendwelche Ämter

auf den glanzvolleren Stufenleitern des Kantons und des Bundes suchend, versah er diejenigen, die ihm das Städtchen Maienfeld anvertraute, mit grösster Gewissenhaftigkeit. Dem Vorbilde des Grossvaters und Vaters folgend, die beide Landammänner des Kreises Maienfeld waren, bekleidete er viele Jahre lang die Ämter des *Statthalters* und *Kreisrichters*. Daneben übernahm er oft noch weitere gemeinnützige Aufgaben. So bereitete er in seinen letzten Lebensmonaten die Statutenrevision der Kreiskrankenkasse vor.

In der *kantonalen* Politik nahm er, wie einige andere Vertreter alter protestantischer Bündner Geschlechter, bei der *konservativen Volkspartei* Heimatrecht. Während zwei Jahrzehnten gehörte er dem Zentralkomitee der Partei und auch dem Verwaltungsrat ihrer Zeitung „*Bündner Tagblatt*“ an. Ferner wirkte er als Vertreter des Bundes im Verwaltungsrat der *Rhätischen Bahnen*, deren Ausbau sein Vater massgebend gefördert hatte. Diesem Sorgenkind Graubündens einen Weg der Gesundung unter föderalistischen Vorzeichen zu finden, lag ihm besonders am Herzen. Entschieden unterstrich er hingegen mancherlei Nachteile einer allfälligen Preisgabe dieses stolzen kantonalen Werkes an den Bund.

An seinem offenen Grabe hat Bezirksgerichtspräsident Dr. Friedrich Brügger namens der konservativen Volkspartei sein Andenken u. a. mit folgenden Worten geehrt: „Er kannte keine Halbheiten. Er scheute keine Mühe in grossen wie in kleinen Dingen. Und wenn er seine Über-

zeugung gewonnen hatte, wusste er sie mit der ihm eigenen klaren Formulierung zu vertreten. Sein kluger Rat hat derart über manche Schwierigkeiten hinweggeholfen. Als grundsatztreuer Verfechter einer föderalistischen Staatsauffassung ist er stets auf seinem Posten gestanden. Und selbst dort, wo er nicht Anklang fand, konnten auch politische Gegner die Gradheit seines starken Charakters nie in Zweifel ziehen.“

Es verbleibt uns nur, das eine beizufügen: Uns war er als Freund im gemeinsamen politischen Bemühen einmalig, ein Mensch, von dem jene Eigenschaft ausstrahlte, die vielleicht die grösste unter allen ist: die unbeirrbar*e Treue.*

DR. EDUARD SEILER